
Zwölfter Brief.

Paris den 18ten Jun. 1804.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und habe die Stadt nach allen Richtungen durchstreift. — Besuch habe ich noch Niemand, und bin auch nicht Willens, es in den ersten drei Wochen zu thun. Von meinen Empfehlungs-Briefen habe ich noch keine abgegeben, als bloß den an unseren Gesandten, weil ich in dessen Bureau meinen Paß mußte unterzeichnen lassen.

Wie mir Paris gefällt? — fragen Sie. Anfangs gar nicht. Ich glaubte, Paris würde durch seine Größe und Volksmenge stark auf's Gemüth wirken. Aber das thut es nicht, und ich finde, daß es einerlei ist, ob in einer Stadt eine halbe

Million Menschen wohnen, oder nur 100,000. — In der Straße St. Denis und beim Palais roial ist es nicht lebhafter, als in der Kalverstraat in Amsterdam oder in der Bohuenstraße in Hamburg. — Ist man in einer großen Stadt, so sieht man zwar Straßen und Häuser, aber nie die Stadt, und durch das Aneinanderreihen der Straßen und Häuser bekommt man keine Vorstellung von ihrer Größe und Menschenmenge, weil man sich eher in der Summe verwirrt, als man sie aufgezogen hat. — Die Seine erschien mir sehr klein, theils weil sie es wirklich ist, theils weil wir lange keinen Regen hatten. — Ueberall mit hohen Quais eingeschlossen, mit Brücken überbaut, deren Bogen sie nicht einmal füllte, ohne andere Schiffe als Kohlennachen, ohne andere Flöße als die kleinen von rundem Brennholze, — bleibt sie weit hinter der Vorstellung, die ich von ihr hatte.

Hiezu kommt das unansehnliche abgebleichte Grau der Häuser, die alle aus dem mürben Flözalkstein gebaut sind, welcher bei Paris gebrochen wird; — die falben Ziegeldächer, die mit den Jahren schmutzig schwarz werden; — die hohen breiten

Schornsteine, die selbst die öffentlichen Gebäude entstellen, wie das Louvre, die Thuilleries und das Luxemburg, und die in einigen Gegenden der Altstadt so dicht auf einander stehen, daß man kaum zwischen ihnen durchsehen kann. Dann die große Unreinlichkeit der Straßen, besonders in der City, in der Straße St Denis und auf dem Markt der Unschuldigen, obschon es in einem Monate hier nicht geregnet hatte. —

Diese Dürre hatte in den elisäischen Feldern, auf dem Plaze der Eintracht, in dem Garten der Thuilleries, auf den Quais und auf dem Carousselplatz einen Staub gemacht, den ich nirgend so drückend gefunden. Die jungen Kalkflöße, auf denen Paris liegt, lösen sich äußerst leicht in Staub auf, und dieser Staub ist, so wie aller Kalkstaub, äußerst schmerzlich für die Augen und die Brust. Ein wenig Regen hilft nicht einmal ein wenig sondern gar nicht, weil sie das Wasser schnell in sich trinken und auf der Oberfläche gleich wieder trocken sind. Die große Volksmenge und noch mehr die große Anzahl von Wagen und Cabriolets, die in beständiger Bewegung sind, machen, daß alles

Wassergießen der Polizei nichts hilft. — Die Hitze war gewöhnlich jeden Mittag 30 Grad des hunderttheiligen Thermometers, also immer ein paar Grad mehr, als wir es in den heißesten Tagen in Deutschland haben. Die drei Grade, um die Paris mehr nach Süden liegt, sein kalkigter Boden und die große Ebene, die es umgibt und die nur kleine Hügel und fast gar keine Waldung hat, machen es hier schon bedeutend wärmer, als bei uns, und vor zwei Jahren stand hier das Thermometer der Sternwarte auf 36 Grad.

Als ich ankam, war alles Gras, was die Sonne treffen konnte, versengt, das Laub auf den Bäumen war grau von Staub, alles war fahl und zertreten, und nirgend entdeckte das Auge frisches Grün. Die einzige Stelle, wo man noch frischen Rasen sah, war in den Gärten, die neben Chantilly an den Elisäischen Feldern liegen. Die hohen Bäume schützen hier mit ihrem Schatten den Rasen, und die Spazierenden sind davon durch einen breiten Graben und doppelte Barrieren getrennt. Wäre dieses nicht, so wäre er sicher in drei Tagen eben so zertreten und fahl,

als der im Garten von Chantilly; denn die Pariser können ihrer Neigung, immer auf dem Rasen zu spazieren, unmöglich widerstehen.

Seit gestern hat es geregnet und alles hat eine andere Gestalt gewonnen. — Die Blätter der Bäume sind wieder grün, der Staub ist abgewaschen, und der Rasen fängt an sich zu erholen. Auch ist die Seine schon etwas gewachsen.

Ich habe die schmutzige, unruhige Straße St. Denis verlassen und mir eine sehr freundliche Wohnung im Hôtel Elisée rue de Lille Vaubourg St. Germain Nr. 684 gemiethet. Ich habe im Hinterhause drei Zimmer zu ebener Erde, und einen kleinen Garten unter meinen Fenstern. — Meine Wohnung ist sehr angenehm und stille, obschon ich nahe am Mittelpunkt der Stadt wohne. Ich habe nur zweihundert Schritte bis zur Brücke der Thuilleries. Die Vorstadt St. Germain gehört zu den ruhigsten und reinlichsten Theilen der Stadt. Es ist der Theil, wo die Minister, die auswärtigen Gesandten und die Rentnierer wohnen. — Kaufleute gibt es hier fast gar keine. Diese wohnen in der Straße St. Martin, St. Denis und St. Honoré.

Seit es geregnet hat, und seit ich meine enge Wohnung in der schmutzigen Straße St. Denis verlassen habe, gefällt es mir ungleich besser in Paris. So sehr hängt oft unser Wohlbefinden in einem Orte von Wohnung und Wetter ab. Vor drei Tagen hatte ich mir noch vorgenommen, nur zwei oder höchstens drei Wochen hier zu bleiben.

Daß mein erster Tag hier ein Sonntag war, das habe ich Ihnen schon gesagt, aber noch nicht, daß ich auch gleich in die Kirche ging. — Ich hatte im Publicisten gesehen, daß des Nachmittags um 4 Uhr in der Kirche Notre Dame vom Bischofe das Te Deum sollte gesungen werden, wegen der Erhebung Bonapartes zum Kaiser. Ich eilte frühe hin, weil ich das Gedränge fürchtete, aber diese Vorsicht war überflüssig, weil die Cathedral zur Hälfte leer blieb.

Der Erzbischof kam, als die Musik schon eine Zeitlang gedauert hatte, mit seinem vergoldeten Hirtenstabe, unterstützt von ein paar Geistlichen. Vor ihm wurde ein vergoldetes Kreuz getragen, und um ihn ein halbes Duzend Wachslichter. Ungefähr zwanzig Soldaten bildeten ein Spalier, wo

durch er ging, rechts und links den Segen aus-
 theilen. Er kniete am Altare zum Gebet, die
 beiden Geistlichen, die ihn unterstützten, knieten ne-
 ben ihm. Hinter ihm knieten ein paar andere mit
 Lichtern. Der Erzbischof trug eine carminrothe
 Calotte und Chorkleid, mit einem Chorhemde von
 Spitzen. — Die anderen Geistlichen hatten un-
 behüßliche steife Chorkleider von rothem Sammet
 an, auf denen Goldstickereien waren, von der Brei-
 te einer halben Elle. Auch saßen einige Mitglieds-
 der des Staatsrathes da in ihren steifen gestickten
 Kleidern, welche man in Deutschland nur noch an
 der Livree kennt. — Das Ganze war eine geist-
 liche Ceremonie, bei der sich niemand einmal die
 Mühe nahm andächtig zu scheinen, — ausgenom-
 men der Erzbischof. — Das Publikum sah zu,
 kam und ging weg, nahm an der Thür sein Tröpf-
 chen Weihwasser vom Manne mit dem Weihquaste,
 und parlrte und lachte. Nur einige aus den
 unteren Volksklassen hatten Gebetbücher, — kei-
 ne von denen, die besser gekleidet waren. In Brüs-
 sel sah ich doch noch einen Elegant von etwa zwanzig
 Jahren, dessen Lebenslauf auf seinem Gesicht

te stand, — in eine Kirche kommen und sein Gebetbuch und Rosenkranz gebrauchen. —

Auf den Gesichtern der beiden Geistlichen, welche hinter dem Erzbischofe knieten, fand ich mit Vergnügen jene Spezies von Einfalt, die mit dem bezeichnenden Zuge von Schlaueit und Furchtsamkeit gemischt ist, welche man auf den Gesichtern der katholischen Geistlichen so häufig findet. Die beständige Wiederholung des mechanischen Gottesdienstes, das un männliche des geistlichen Lebens, wo sie nichts zu beschützen haben, sondern sich selber beschützen lassen, wie die Weiber, — verbunden mit der weibischen Tracht der Ordensgeistlichen, und der Weltpriester, wenn sie im Chor sind, — dieses erzeugt jene Einfalt und jene Furchtsamkeit, — und diese beide wieder die kleinliche Schlaueit, wodurch sie gerade so, wie die Weiber, den Mangel des Muthes und der Kraft zu ersetzen suchen.

Auf Geschöpfe, die so biegsam, so perfektibel und so corruptibel sind wie der Mensch, hat die Lebensweise immer eine auffallende Wirkung. Ueberhaupt scheint in der ganzen organischen Welt

die Form sehr durch die Materie bestimmt zu werden, und überall nicht so fest zu seyn, als in der unorganischen die der Crystalle. Wie sehr ist nicht bei unserm zahmen Obste die Form durch die Materie verändert werden? Aber wie lange dauerte es auch nicht, ehe durch die Hand der Cultur, welche die Materie sorgfältig wählte, aus dem Holzapfel ein Borsdorfer, und aus der Holzbirn eine Bergmotte wurde? Wie verschieden ist nicht der englische Renner von einem Karrenpferde, und der Pudel vom wilden Hunde? Aber diese große Verschiedenheit in der Form bringen die Umgebungen nicht in einer Generation hervor, sondern erst in mehreren, und die große englische Stachelbeere erhielt man nicht auf einmal aus der wilden, sondern erst nach der Wartung und Pflege von 18 Generationen. Und eben so geht es mit dem Menschen. Die bestimmte Falte, die ihm seine Umgebungen eindrücken, ist nicht gleich in der ersten Generation in ihrer ganzen Stärke da. Der kleine Junge, welcher uns den Petersberg bei Mastricht zeigte, hatte sein Redner-Talent schon von der dritten Ge-

neration. Sein Großvater, der auch den Berg zeigte, hatte es in einem geringeren Grade. Wenn dieser Junge nun wieder einen Jungen hat, der wird es zu einer noch größeren Virtuosität darin bringen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet verliert die Physiognomik sehr viel durch den Celibat, weil das Bezeichnende eines geistlichen Gesichtes sich nicht auf die folgende Generation fortpflanzen, und da weiter ausarbeiten kann. Die Natur bringt es deswegen in dieser geistlichen Miene nie bis zu der Höhe der Umwandlung der Form durch gegebene Umgebungen, die sie bei den Stachelbeeren und Borsdorfern schon erreicht hat.

Reimarus zeigte mir einmal eine Schrift von einem Franzosen, dessen Name mir entfallen ist, in der etwas ähnliches über diese Formbarkeit der Materie gesagt wurde. Dieser meinte nämlich, daß durch die Lebensweise die verschiedenen Formen im Thierreiche entstanden wären. So hätten z. B. die Reiher anfangs keine lange Beine gehabt, sondern kurze, wie andere Vögel, weil sie aber viel in den Sümpfen gingen, so streckten

sie beständig ihre Füße, damit ihre Bauchfedern ihnen nicht naß würden, wodurch diese dann in der ersten Generation schon etwas länger geworden. Diese Reiher mit längeren Füßen erzeugten nun Reiher, die durch das fortgesetzte Ziehen an den Füßen noch wieder längere erhielten, als ihre Eltern, — und so ging das fort, bis endlich eine Generation kam, deren Füße die Länge hatten, die wir jetzt kennen, und da sie mit diesen nun hinlänglich gut durch die Sümpfe kommen konnten, so hörten sie des Ziehens auf, und die Verlängerung der Füße hatte ihre Endschaft erreicht. — Die Reiher wären demnach keine Sumpfvögel, weil sie lange Beine hätten, sondern sie hätten lange Beine, weil sie Sumpfvögel sind. — Ich möchte wissen, wie es der Franzose sich erklärte, daß die erste Generation Reiher, die en consequence noch kurze Füße hatten, schon so gerne mit ihren kurzen Beinen in den Sümpfen gingen. C'est bien curieux.
